

Ein Weihnachtsabend.

Klein Margret.

In einer großen Stadt, da war eine kleine enge Gasse und darin stand ein schmales hohes Haus. Unten in dem Haus war ein kleiner Kaufladen, fast wie ein Keller so trüb und feucht und in Glöcklein an der Thür, das schellte besonders Abends fast an einem fort.

In dem kleinen Laden war alles Mögliche zu haben: Zucker und Kaffee, Rauchtabak und Schnupftabak, Essig und Del, Käse und Geringe, auch Knöpfe, Nägel, Seife und Lichter, Butter und Eier und noch eine ganze Menge andrer Sachen; die Krämersfrau wußte selbst nicht, was sie alles in ihrem Laden hatte. Viel Schönes aber war es gerade nicht, es kamen auch nur die armen Leute, die in der engen Gasse wohnten und holten das Allernöthigste was sie brauchten; in den Spalt an dem Ladentisch fielen fast nur Kupferkreuzer.

Der kleinen Margret, die immer bei der Mutter im Laden war und ihr schon ein wenig helfen durfte, der kam das doch recht viel Geld vor, und sie wußte nicht, warum die Mutter oft so betrübt war, wenn sie am Abend die kleine Schieblade herauszog, und das Geld darin zählte. Margret war noch klein, sie konnte kaum mit dem Kopf recht über den Ladentisch hinaufsehen, aber sie reute sich sehr, wenn sie etwas herbeibringen durfte für die Leute, die kauften, und sie trippelte gar geschäftig hin und her der Mutter zu helfen.

Neben dem Laden war noch ein Stübchen, klein und trübselig wie der Laden selbst, darin stand das kleine Bettchen, in dem Margret schlief, und hinter einem grünen Vorhang die Betten der Eltern. In einem davon lag schon viel Monate lang der kranke Vater, und es sah aus, als werde er wohl nicht wieder gesund werden. Der Vater war einmal Diener und Gehilfe bei einem reichen Kaufmann gewesen, dort war ihm beim Abladen von einem Wagen ein Fäßchen auf die Brust gefallen und either war er nicht wieder gesund worden. Da er nicht mehr Dienste leisten konnte, so hatte ihm der Kaufmann geholfen, daß er den kleinen Laden miethen konnte; er hatte nicht lange selbst darin verkaufen können, seit zwei Jahren schon mußte die Mutter alles allein thun.

Die kleine Margret trippelte dann wohl oft zu ihm hinein und brachte ihm Wasser, oder etwas Zucker, wenn sein Husten so schlimm wurde; sie saß auch manchmal an seinem Bett und er erzählte ihr mit seiner schwachen Stimme, aber es wurde ihr etwas bang in der dunkeln Stube, und sie wollte lieber wieder heraus in den Laden. „Weißt du, Vater,“ versicherte sie ganz ernsthaft, „die Mutter hat so arg viel zu schaffen, da muß ich ihr helfen, sie wird sonst gar nicht fertig.“

„Armes Kind!“ seufzte der Vater für sich.

„Wir sind nicht arm, wir haben viel, viel Kreuzer,“ tröstete ihn Margretchen, „in dem Loch im Tisch draußen.“

Heute war ein gar geschäftiger Tag im Laden, die Mutter hatte noch wenig Zeit gehabt, nach dem kranken Vater zu sehen oder nach der kleinen Margret; die trippelte heut besonders emsig hin und her, und so oft jemand aus dem Laden ging, lief sie nach bis unter die Thür und schaute hinaus; draußen aber wehte ein scharfer, kalter Wind und Margretchen kam ganz erfroren mit einer rothen Nasenspitze wieder herein.

„Aber, Kind, so bleib doch im Laden!“ rief die Mutter, „du erfrierst ja draußen.“ „O Mutterchen,“ sagte die Kleine, „heut ist's Christabend! und Nachbars Röschen hat mir gesagt, daß jetzt das Christkind durch die Straßen geht in einem silbernen Kleidchen mit goldnen Flügelein, und neben ihm geht das Palmeselein, das hat auch silberne Körbchen anhängen, darin sind schöne Sachen für liebe Kinder. Und, Mutterchen, alle Fenster werden goldig hell von vielen Lichtern, o laß mich nur hinaus und ein Bißchen sehen! draußen ist's noch nicht so dunkel wie im Laden.“

Die Mutter zündete die dünne Lampe an und legte freundlich ihre Hand auf Margrets Köpfchen. „Bleib nur bei mir Kind,“ sagte sie, „draußen ist's so kalt und du würdest verloren gehn auf der dunklen Straße. Wenn du fein artig bist, so kommt das Christkind vielleicht auch zu dir, jetzt hilf mir nur, da sitz auf deinen Schemel; sieh, da hast du ein Körbchen mit lauter Büschelein von kleinen Lichtern: das sind Christtagslichtchen, die verkauft man nicht. Jedem Kind, das etwas kauft, darfst du so ein Büschelein schenken.“

Das war nun eine Freude für Margretchen! Es kamen viel Kinder, fast lauter elend und ärmlich gekleidete, die alle wenig vom Christabend wußten. Eins holte um einen Kreuzer Schnupftabak für seinen Vater, oder ein wenig Del in die Lampe, ein Andres ein Loth Kaffee und Zucker, für ein paar Kreuzer Butter oder Schmalz; wie sprang da die Kleine, um Jedem sein Päckchen Lichtchen zu geben und lachte vor lauter Vergnügen, wenn die Kinder sich so freuten über die schönen Lichtlein. Margretchen war auch dürstig gekleidet, doch reinlich und sorgfältig, die Mutter hatte ihr Schürzchen noch zierlich mit alten Bändern aufgepußt: so kam sie den ärmlichen, zerlumpten Kindern wie ein kleines Fräulein vor.

So lang Margret Lichter vertheilte und die Mutter emsig Kunden bediente, war der kranke Vater in dem kleinen Ladenstübchen auch geschäftig gewesen. Die Mutter hatte ihm ein Tischchen vor's Bett gerückt, da hatte er allerlei zu rüsten, was Margretchen nicht sehen durfte; man hatte

deshalb die grünen Vorhänge an dem Fensterlein zugezogen, das in den Laden ging. Die Kleine hatte aber auch in lauterem Eifer mit ihren Christtagslichtchen ganz vergessen, daß sie hatte hinaus wollen und das Christkind sehen und die hellen Fenster; es war ihr nur bang, ob ihre Lichtlein auch reichen würden für alle Kinder; sie hatte jetzt nur noch ein Päckchen schöne rothe im Körbchen, das Ladenglöcklein schellte aber auch immer feltner. Noch ein zerlumpfter Knabe kam mit einem kleineren Mädchen und holte etwas Brennöl. „Kriegst du auch einen Christtag daheim?“ fragte Margretchen. „I net,“ sagte der und schüttelte traurig den Kopf; „meine Mutter hat nichts und mein Vater trinkt Brantwein.“

„Da sieh, ich will dir die Lichtlein schenken,“ sagte Margretchen wichtig.

„Was thut man mit?“ fragte der Knabe, noch trüßig.

„Sieh, da hast du ein wenig weichen Lehm,“ sagte die Mutter, „da kannst du sie aufleben und anzünden, mußt nur hübsch Achtung geben damit,“ und sie zündete ihm eins der dünnen Lichtchen an.

„Und ich hab eigne Lichtlein und kann selber hell machen in unsrer Stube!“ rief jetzt der Bube auf einmal im höchsten Jubel, „heididelbumdei!“ und er machte einen Satz fast bis an die Decke, daß Margretchen hell auflachte vor Freude. Dem kleinen Mädchen schenkte die Mutter noch ein Stückchen Zuckerfandis, der Bub hätte fast in der Freude sein Del vergessen. „Komm nur Kätterle,“ rief er eilig und nahm das Schwesterchen auf den Arm, „jetzt wird's schön daheim! Lichtlein haben wir!“ und Margretchen sah ihnen vergnügt nach.

Im Laden war's jetzt still, drinnen aber rief der Vater: „komm herein, Margret!“ Da schaute die Kleine hoch auf wie die Thür aufgieng, da drinnen war es so hell, so schön! und auf dem Tisch stand ein Bäumchen mit viel Lichtchen und darunter eine Puppe in einem rothen Kleidchen, die hatte die Mutter gemacht, tief in der Nacht, wenn Margret fest schlief und der Mutter fast die Augen zugefallen waren vor Schlaf. Es waren auch ein paar kleine Schüsseln und Töpfchen dabei, darin war Zucker und Rosinen, daß sie kochen konnte, und ein Schäfchen, das der Vater selbst aus Lehm und Baumwolle gemacht, und mit Stückchen von Goldpapier verziert hatte; es sperrte freilich seine geraden Füße, die aus Schwefelhölzern bestanden, seltsam aneinander, aber der Kleinen gefiel es doch gar zu wohl.

Voriges Jahr, da war der Vater so schwer krank gelegen, daß man keinen Baum hatte anzünden können, so war's, als ob Margretchen zum erstenmal im Leben einen Christbaum sähe und sie schlug in die Händchen und hüpfte vor Freuden und wagte noch gar nicht die schöne Puppe, die so vornehm aussah, als ihr eigen zu betrachten; sie hatte seither nur eine hölzerne gehabt, die früher an einem Butterfaß gerührt hatte und jetzt nur noch die leeren Arme ausstreckte und nicht nur ihr Butterfaß, sondern später auch den Kopf verloren hatte.

Als der erste Jubel der Kleinen vorüber war und die Lichtlein so allmählich herunter brannten, da setzte sie die Mutter auf den Stuhl neben des Vaters Bett und der Vater erzählte ihr die alte,

schöne Geschichte vom lieben Heiland, wie er in der ersten Weihnacht zur Welt gekommen und als ein armes kleines Kindlein in einem Stalle gelegen sei, und wie er nun in aller Herrlichkeit und Seligkeit des Himmels noch an alle Kinder denke auf der weiten Welt, wie man ihnen den Christbaum anzünde, als ein Zeichen, wie ihnen droben im Himmel einmal noch viel, viel größere Herrlichkeit und Lieblichkeit bereitet sei beim lieben Gott, wenn sie ein fromm und folgsam Herzlein bewahren. Als die Lichtlein erloschen waren und die Mutter Margret sie in ihr Bettlein gelegt, da betete sie noch mit ihr das schöne Lied: „Hallelujah, denn uns ist heut ein göttlich Kind geboren,“ das Kind war müde vor lauter Freude, kaum konnte sie noch den Schluß sagen:

Liebster Heiland Jesus Christ,
Der Du unser Bruder bist,
Dir sei Lob, Preis und Ehre!

so schlief sie schon ein.

Auch die arme Mutter war gar schwach und müde, sie konnte kaum noch dem Kranken sein Tränklein bereiten für die Nacht und ins Bett kommen; sie schlief schwer und unruhig. Der Vater konnte nicht schlafen, sein Husten plagte ihn so, er faltete seine magern Hände und betete leise, der liebe Gott wolle sich seines Kindes annehmen, wenn es vielleicht bald allein sein sollte auf der Welt.

Margretchen allein.

Nicht lange mehr hatte Margretchen der Mutter helfen können im Laden, und es war das leztmal, daß sie Lichtlein vertheilen durfte am Christabend.

Bald nach Neujahr war der Vater immer schwächer geworden, und am Tage, wo man ihn begrub, konnte die Mutter nicht mehr vom Bett aufstehen, die Leute sagten: es sei ein Zehrfieber, das habe sie von ihrem kranken Mann geerbt. Der Laden hatte ihnen nicht eigen gehört; da zogen fremde Leute herein und die kranke Frau mit dem Kind wurde in ein Kämmerchen oben im Hause gebracht. Da saß denn das kleine Mädchen bei der kranken Mutter viel Wochen lang; die armen Leute, die im Haus und in der Nachbarschaft wohnten, brachten ihr eine Suppe, etwas Milch oder Kaffee; und am Ende bekam die Kranke noch heftiges Fieber und kannte nicht einmal ihr eigenes Kind mehr. An einem Morgen, es war im Herbst gewesen, lag sie bleich und still, so wie der Vater an dem Tag gelegen war, als sie ihn in den Sarg gelegt hatten.

Der Armenarzt, der hie und da die kranke Frau besucht hatte, kam am Morgen; ein ganz schmales Streifchen Sonnenlicht fiel oben durch das kleine Fenster auf das blasser Mägdelein, das auf dem Schemel neben dem Bette saß.

„Was ist's, Kind? Deine Mutter ist ja todt?“ sagte der Doktor.

„Die Engelein werden sie heut Nacht geholt haben,“ sagte Margretchen ruhig, „zum lieben Vater, aber ich weiß nicht, warum mich der liebe Gott nicht auch hat holen lassen, ich bin ja so

allein.“ Und jetzt erst fing das Kind bitterlich zu weinen an. Die Wäscherin im Nebenhaus wollte sie mitnehmen, das Kind aber wollte nicht fort von der todtten Mutter, es blieb auf dem Schemel sitzen, bis man die Leiche in den Sarg legte und hinaus trug. Frau Bendel, die Wäscherin, zog der Kleinen ein schwarzes Tüchlein und eine schwarze Schürze an, die ihr mitleidige Leute für sie geschenkt hatten, und nahm sie an der Hand, daß sie mit ihr den Sarg auf den Friedhof begleiteten durfte.

Es war dem Kind gewesen wie ein Traum, als man nun auch ihre liebe Mutter hinuntergesenkt hatte unter die schwarze Erde; sie konnte es nicht recht fassen, aber sie war jetzt nicht so traurig wie vorher am Bett der todtten Mutter, denn es war noch so schön grün, die Sonne schien hell und warm und ein spätes Vöglein zwitscherte noch auf einem Apfelbaum; Margretchen war gar lange nicht mehr draußen gewesen.

Es fiel ihr ein, wie die Mutter ihr einmal gesagt hatte als sie schon krank lag: „wenn ich auch von dir fort muß, so will ich den lieben Gott recht bitten, daß er für dich sorgt,“ und sie konnte nicht so weinen wie die wenigen armen Weiber, die mit gegangen waren und die so mitleidig auf das arme Kind blickten, sie dachte: „Die Mutter ist jetzt beim lieben Gott, die wird's ihm schon sagen, vielleicht holt er mich auch bald.“ Margretchen wußte noch nicht, was Sterben ist.

Margretchens Eltern waren sehr arm gestorben; was noch da war, hatte nicht gereicht, um den schuldigen Pachtzins für den Laden zu zahlen. Sie hatten gar keine Verwandte, und auch der Kaufmann, bei dem früher der Vater gedient, lebte nicht mehr. Man wollte das Kind in's Armenhaus bringen; Frau Bendel, die Wäscherin, sagte aber, es wäre doch Schade, dort seien die Kinder gar roh und ungezogen, sie wolle das Kind behalten gegen ein kleines Kostgeld. Man ließ es gerne bei ihr, weil sie für eine brave Frau galt.

Die Wäscherin plagte auch Margret nicht. Wenn sie daheim war, so wusch sie das Kind sauber und kämmte sein Härtchen, sie schnitt es ihm immer kurz ab, weil sie nicht Zeit hatte, ihm Zöpfchen zu flechten, und zog sie ordentlich an. Aber sie war gar selten daheim, fast jeden Tag mußte sie fort zum Waschen; sie ging dann schon früh vor Tag, wenn Margrete noch lange schlief, dann mußte das Kind sehen, wie es allein aus dem Bett und in seine Kleider kam. Auf den Herd im Hausflur hatte die Wäscherin ein Töpfchen Milch gestellt und ein Stück Brod dazu gelegt, davon konnte sie essen und trinken, aber oft wurde sie doch nicht satt und konnte Abends nicht schlafen vor Hunger, bis Frau Bendel heimkam. Sie brachte dann fast immer noch Essen mit, das sie der Kleinen wärmte, eh sie einschlief und sagte: „wart' nur, wenn du groß bist, dann darfst du mit fort in's Waschen, da kriegst dann gutes warmes Essen.“ So gar erstaunlich freute sich die Kleine aber nicht auf die Zeit, wo sie selbst mit waschen dürfe; sie hatte einmal Frau Bendel in einer Waschküche besucht, da war's dunkel und feucht gewesen vom Waschdampf, ihre kleinen Füße waren naß geworden von der Brühe, die auf dem Boden lief; die Körbe mit schmutziger Wäsche und der große Zuber mit Seifenschaum hatten ihr nicht besonders gefallen, sie hatte sich verwundert,

daß die Waschweiber so vergnügt zusammenplauderten und war froh gewesen, als sie wieder heraus kam.

So lang das Wetter im Herbst noch nicht kalt war, durfte Margret, wenn sie allein war, auf die Straße heraus, auch wenn Frau Bendel fort war. Die armen Leute in der Nachbarschaft hatten Mitleiden mit dem verwaisten Kind, sie bekam da und dort einen Apfel oder ein Stück Brod und spielte oft mit den andern Kindern; doch waren die meist sehr zerlumpt, so daß sie nicht gern zu viel mit ihnen sein mochte; die selige Mutter hatte sie immer so säuberlich gehalten.

Gabriele.

Margretchen war fast noch gar nie über die enge Gasse hinausgekommen, in der die Eltern gelebt und wo jetzt auch Frau Bendel wohnte. Nur ein klein wenig konnte sie sich's noch denken, wie sie einmal mit Vater und Mutter einen Spaziergang gemacht hatte weit hinaus, wo grüne Wiesen waren und gelbe Blümchen darauf, von denen sie einen ganzen Strauß hatte selbst pflücken dürfen. „Gehen wir nicht auch ein einzigesmal auf eine so schöne Wiese?“ hatte sie ein paarmal Frau Bendel gefragt. „O Mäde, da ist's grausig weit!“ hatte die gesagt; „auf den Sommer einmal, am Sonntag, jetzt hab' ich keine Zeit, hab' zu viel zu flicken, wenn ich daheim bin.“ Nun schien einmal Nachmittags die Sonne so gar schön warm und die Kleine saß allein auf der Bank vor dem Hause. Da gelüstete sie's, sie möchte doch wohl sehen, wie's draußen sei; so ging sie denn die Gasse hinunter, in eine andere Gasse, da war's nicht viel schöner, weiter, immer weiter, es wurde ihr fast bang unter den fremden, hohen Häusern: „Wo geht's denn hinaus?“ fragte sie endlich einen Mann. „Wo 'naus?“ fragte der. „Ach, wo die Wiese ist!“ sagte Margretchen. „Schafft deine Mutter vielleicht draußen in den Gärten?“ sagte der Mann, der nicht recht wußte, was das Kind wollte; „da, geh nur gerade die Gasse hinunter, so kommst du hinaus, finden wirst sie schon.“

Auf die Wiese kam nun Margret nicht, aber in die Vorstadt, wo auf einer Seite neue, freundliche Häuser standen, und auf der andern schöne Gärten, — es kam dem Kind ganz wunderbarlich vor und wurde ihm fast schwindlich in der Helle, da sie nur die trübe Gasse gewöhnt war. Auf einmal blieb sie ganz verwundert stehen vor einem Haus, das ganz besonders schön und freundlich in einem Garten stand, so schön hatte Margretchen doch in ihrem Leben nichts gesehen! Ein niedriger schwarzer Zaun schloß den Garten gegen die Straße ab, frische grüne Rasenplätze waren auf beiden Seiten und Blumenstücke mit prachtvollen Georginen und schönen brennendrothem Geranium dazwischen, ein Springbrunnen stieg mit einem dünnen silbernen Strahl in die Höhe und nah am Haus da waren noch die aller schönsten Blumenstücke.

Das Haus war wie ein Schweizerhaus gebaut mit einem Balkon und zierlich geschnitztem Dach; vor dem Haus zwischen den Blumen stand ein Tischchen, und darauf allerlei gute Sachen; auf einem Rohrstuhl saß eine schöne Frau, und daneben in einem weichen Lehnstuhl, mit rothem Sammt gepolstert, ein kleines Mädchen, nicht viel größer als Margret, mit einem schneeweißen, zarten

Gesichtchen, das ganz durchsichtig aus einem feinen Spitzenhäubchen mit rosa Schleifen blickte. Margretchen stand und blickte wie im Traum, es kam ihr das alles zusammen so ganz wunderbar und schön vor; so schön, dachte sie, werde es vielleicht im Himmel, sein wo jetzt die selige Mutter sei und der Vater. Das fremde Mädchen selbst, wie es so zart und blaß dalag, erschien ihr fast wie ein Engel. „Liebe Frau, Gabriele soll jetzt in's Haus, es wird kühl!“ rief es vom Hause.

Gabriele! ach was war das ein schöner Name! Margretchen stand noch immer und konnte sich nicht satt sehen, bis eine Magd kam, die das kranke Mädchen sorgfältig in die Arme nahm und in's Haus trug.

Weil oft Leute stehen blieben vor dem schönen Haus und Garten, so hatte die Dame und die kleine Kranke nicht auf das Kind geachtet; ein vorübergehender Polizeidiener aber, der vorher schon verdrießlich war, klopfte sie unsanft auf die Achsel und sagte: „nun, was siehst du da und hast Maulaffen feil? Herr Soden kann's nicht leiden, wenn man so hinein glockt.“

„Wir haben gar nichts mehr feil,“ sagte Margret treuherzig; „die Mutter ist ja todt, und Maulaffen haben wir gar nicht im Laden gehabt, nur Manteltrommeln, aber sie haben nicht geschnurrt, sie sind rostig worden.“ Margretchen hatte schon recht gut Bescheid im Laden gewußt.

Der Polizeidiener mußte lachen, da er sah, daß es dem Kinde ernst war. „Nun, geh nur heim,“ sagte er, „da drinnen siehst auch nicht mehr viel, es wird bald dunkel.“ Da wurde es Margretchen doch ein wenig bang, es wollte ganz geschwind wieder zurücklaufen, gerade durch die Gasse, durch die es gekommen war. Ja, das ging nicht so leicht! sie lief durch allerlei Gassen und Gäßchen und meinte immer, jetzt müsse sie an die rechte kommen, wo an der Ecke der Bäckerladen war, aber, — es kamen immer wieder Bäckerläden, nur der rechte nicht; es wurde dunkel, die Lichter brannten, dem Margretchen wurde es immer länger, sie hatte nicht den Muth, die Leute zu fragen, sie liefen alle so schnell, endlich fing das Kind an bitterlich zu weinen.

Da kam wieder ein Polizeidiener, es war gerade derselbe, der sie heut von dem schönen Garten weggetrieben hatte. „So, du bist's, kleine Manteltrommel, na was schreiest du denn, willst heim?“

„Ja,“ meinte Margretchen, „aber ich weiß nicht wo.“ „Wem gehörst denn?“ „Ich gehör' niemand,“ schluchzte sie wieder; „die Mutter ist gestorben und der Vater vorher; ich bin nur bei der Wendlin.“ Nun, das war gut, daß sie doch den Namen wußte, der Polizeidiener brachte bald heraus, daß die Wendlin eine Wäscherin sei und führte die Kleine zurück.

Es war indeß ganz Nacht geworden; Frau Bendel war schon von der Wäsche zurück und hatte das Kind gesucht, sie wurde gewaltig böse. „Na, meinetwegen will ich dir diesmal keine Schläge geben,“ sagte sie als Margretchen gar so bitterlich weinte; „aber nun schließ ich dich brav ein, wenn ich fort gehe, so kannst mir nicht mehr weglaufen.“

So wurde denn von nun an Margretchen immer eingeschlossen, wenn Frau Bendel in die Wäsche ging, und das war fast alle Tage. Das war nun gar trübselig für das arme Kind; wenn sie auch an's Fenster stand, so sah sie nichts; es ging in einen Hof, da krazten ein paar Hühner,

und wenn die Nachbarin ihr großes Schwein heraus ließ, so war's schon eine Art von Vergnügen.

Da dachte sie oft und viel an die lieben Eltern; es kam ihr ein ganz lustiges Leben vor, das sie in dem kleinen Laden geführt hatte, wo so viel Leute gekommen waren. Sie dachte an den Vater, der immer so gut gegen sie gewesen war, an Vater und Mutter im Himmel beim lieben Gott. Oft und oft dachte sie auch an das schöne Haus und den Garten voll Blumen, an das liebliche bleiche Mädchen in dem hellen Kleide, das dort gesessen; nur Einmal, nur ein einziges Mal hätte sie es gern wieder gesehen!

Margret verirrt wieder.

„Darf ich heut Abend nicht ein Bißchen hinaus?“ hatte Margretchen schüchtern gefragt, als Frau Bendel diesen Morgen fortgegangen war. Nicht zu einer großen Wäsche diesmal, es war ja heute Christabend; nur waschen und putzen sollte sie in einem vornehmen Haus.

„Warum nicht?“ sagte die alte Frau, die selbst Mitleid hatte mit dem verlassenen Kind. „Ich komme heut Abend wohl nicht so spät heim, will dir auch einen Pfefferkuchen mitbringen; mit Bäumen und Lichtern kann ich mich nicht einlassen; wenn'd nur etwas Gut's zu essen hast, so ist's Christtag genug für dich.“

So war denn Margretchen wieder allein gewesen den ganzen langen, langen Tag. Leise, leise fielen Schneeflocken fort und fort, alles war weiß zugedeckt, auch der garstige schmutzige Hof, in den sie hinunter sah, bis es dunkel wurde.

Es war dem armen Kind ganz unbeschreiblich betrübt um's Herz. Sie mußte so viel an den Weihnachtsabend denken, wo sie hatte Christtagslichtchen austheilen dürfen und wo der Vater ihr das schöne Bäumchen angezündet. O, wie hatte sie das Heimweh nach den lieben Eltern! Einmal rief sie laut: „Mutter!“ aber dann fürchtete sie sich und war wieder ganz still.

Es war schon lange dunkel im Stübchen und Frau Bendel kam immer nicht; sie konnte nichts dafür, es gab so gar viel zu schaffen in dem vornehmen Haus. Seit Margret eingeschlossen war, hatte sie sich immer gleich ins Bett gelegt, wenn es dunkel wurde; es war noch ihr altes Bettchen von daheim, mit gutem weichem Kissen und warmer Decke, wie es die Mutter gemacht; aber heute, da konnte sie nicht zu Bett; es war Christabend. Nur ein klein wenig hätte sie sehen mögen von all der Herrlichkeit draußen! sie hatte es ja noch gar nie gesehen, nur davon erzählen hören, aber sie dachte sich's gar zu schön, die hellen Fenster und glänzenden Christbäume.

In der armen Straße, wo die Wäscherin wohnte, war gerade nicht viel von Weihnachtsjubiläum zu hören und zu sehen, doch dachte Margretchen, wenn sie auch nur ein klein wenig vor die Hausthür könnte, so müßte sie doch etwas sehen. Sie ging an die Stubenthür, sie hatte das lang nicht mehr probirt, sie war ja immer verschlossen; heut aber war sie offen! Hatte das die Wäscherin absichtlich gethan, weil's Christabend war? Die Kleine schlüpfte hinaus, ein kalter Wind und Schnee-

flößen wehten ihr entgegen; gegen Abend wurde ihre Stube auch kalt, aber da draußen war's doch noch kälter; Margretchen fühlte es nicht; es war gar zu schön, auch einmal wieder frei auf der Gasse laufen zu können. Es war noch nicht so dunkel wie in der Stube, Weihnachtslichter sah sie aber nirgends brennen. Sie wollte nicht wieder so weit verlaufen, ja nicht, nur noch ein Bißchen weiter in eine größere Straße: da sah sie wirklich auch ein helles Fenster, aber es war hoch oben, sie konnte es kaum sehen.

Die Straße war fast leer, die Kleine fror in ihrem dünnen Kleidchen, sie lief weiter und weiter; sie wußte nicht mehr recht, ob sie heimwärts gehe oder weiter fort, — es fiel ihr eine Geschichte ein, die ihr der Vater einmal erzählt, von einem armen, verlassnen Kind, das allein, ganz allein durch eine fremde Stadt gegangen und das niemand in ein Haus gerufen habe, bis ein Engel gekommen; der habe dem Kind die vielen, vielen funkelnden Sterne gezeigt droben am Himmel, heller und schöner, als der schönste Christbaum; der Engel aber sei das heilige Christkind selbst gewesen, und habe das fremde Kind mit hinauf getragen in Himmel.

„O lieber Heiland, hol' mich lieber auch,“ weinte Margretchen, aber ganz leise; sie hatte Angst, es könnte sie wieder ein Polizeidiener zurückführen, und jetzt erst fiel ihr ein, daß Frau Wendel ihr gedroht hatte, wenn sie wieder fortlaufe, so bekomme sie Schläge.

Am Himmel war kein Stern zu sehen, nur Schnee rieselte herunter, leise, leise; niemand gab Acht auf das arme, verlausene Kind, niemand hörte sein stilles Weinen, wie es, ängstlich und bang weiter lief, fort und fort, in die kalte Nacht hinaus.

Niemand? — Der Heiland im Himmel, der selbst einst als ein armes Kindlein auf der Erde gewandelt, der sieht herab, auch wenn der ganze Himmel mit grauen Wolken bedeckt ist, und der hat noch Keines verlassen und vergessen.

Gabrielens Christabend.

In dem schönen Hause in der Vorstadt, wo der reiche Kaufmann Soden wohnte, da war's an diesem Abend nicht so dunkel, wie in der Stube der Wäscherin. Aber still war's doch auch; man hörte nicht ungeduldige Kinder in fröhlicher Erwartung herumtrippeln, zusammen plaudern und hie und da an die wunderbare Thüre kommen, hinter der das Christkind seine Gaben bereitet, — nichts von alle dem; es war nur Ein Kind in dem großen, schönen Hause, die kleine Gabriele, und die war krank und machte nicht viel Lärm.

Das schöne Haus war eigentlich ein Sommerhaus; Herr Soden hatte es wegen der kranken Gabriele gekauft, weil sie da zu ebener Erde wohnten und das Kind keine Treppe steigen durfte, um in den Garten zu kommen. Der Kaufmann hatte noch ein großes Haus in der innern Stadt, wo sein Geschäft war, und sie wollten im Winter wieder dorthin ziehen. Aber Gabriele hatte so herzlich gebeten, man solle doch in dem schönen Haus bleiben, wo an hellen Tagen die Sonne so



fl
ni
G
al
w
fie

w
G
ga
ei
Si
fel

es
ge

Ne
we

ge
ha

a
ma
un
—
un

Ga
un
wo
her

herrlich herein schien, daß die Mutter mit ihr dageblieben war; der Vater war den Tag über in der Stadt und kam alle Abende heraus.

Es war ein kleiner Saal zu ebner Erde, prächtig erwärmt durch einen großen Porzellanofen, mit weichen bunten Teppichen über den ganzen Fußboden und schön bemalten Fensterbehängen: da rüstete die Mutter alles, was sie dachte, daß ihr krankes Kind erfreuen könnte. Die Puppenstube war neu eingerichtet, ein ganzer Kreis schön gepufter kleiner Fräulein saß dort um den Theetisch, nur rutschten sie in ihren steifen Kleidern immer wieder von den Sesseln herunter und waren schwer fest zu halten; auch der Puppenpapa, der am Klavier sitzen sollte, streckte etwas steif die Beine von sich und wollte nicht recht gut thun, dafür aber war das Puppenzimmer mit allen kleinen Herrlichkeiten angefüllt, wie sie im Großen nur eine fürstliche Wohnung schmücken können.

Da hing auch ein blaues Sammtmäntelchen, mit weißem Schwanenpelz garnirt, und ein Atlasbüttchen dazu, mit weißem Schleier, wenn Gabriele einmal Schlitten fahren könnte; schöne Bilderbücher und allerlei Spiele, mit denen ein Kind sich die Zeit vertreiben kann; die Eltern wußten fast nichts Neues mehr: seit drei Jahren schon war die arme Gabriele krank und man hatte alles mögliche versucht, um dem kranken Kinde Freude zu machen.

Bleich und müde saß Gabriele drüben in ihrem Lehnstuhl, der Vater neben ihr; er hatte das matte Köpfchen an seine Brust gelegt und sah recht wehmüthig in das blasse Gesichtchen. „Nun,“ sagte er, so heiter als ihm möglich war, „wir wollen sehen, was Mama drüben mit dem Christkind fertig macht! wenn dich's nur auch freut, Gabrielchen; warum hast du keinen Wunschzettel geschrieben? hast du denn gar nichts gewußt, was du dir wünschst?“

„Ich wünsche mir nur etwas Einziges und das kann man nicht auf den Wunschzettel schreiben,“ sagte Gabriele weinerlich. „Nun, sag' mir's einmal,“ bat der Vater, „es wird ja wohl zu bekommen sein! sag', Kind, was ist's?“

„Ein Schwesterlein,“ sagte Gabriele kurz.

„Na, Kind,“ lachte der Vater, „das ist ein großer Wunsch; aber Kinder zum Besuch will ich dir holen lassen, so viel du willst, gleich morgen.“

„Das will ich nicht,“ sagte das kranke Mädchen kläglich; „da kommen sie und lärmern und spielen mit meinen Sachen und essen die Rosinen und Mandeln aus meiner Küche und werfen meine Puppen durcheinander und räumen nicht wieder auf, und mich lassen sie sitzen! Ich möchte ein Schwesterlein allein für mich, das nett mit mir spielt und meine Puppen anzieht und bei mir bleibt.“

„Nun, vielleicht schickt uns der liebe Gott noch so ein Schwesterlein zu,“ vertröstete sie der Vater, der dem kranken Kind nicht widersprechen wollte; „aber hör', die Mutter hat geklingelt, soll ich dich hinüber tragen?“

„Ich kann selbst gehen, wenn du mich führst,“ sagte Gabriele und lehnte sich auf den Arm des Vaters, der sie fest umschlang.

Das war ein prächtiger Lichterglanz, der drüben aus dem großen Salon strahlte, als der

Papa eintrat mit seinem Töchterlein, hinter ihnen die Köchin, der Gärtner, Johann, der Hausbediente, das Stubenmädchen und das Mädchen, die zu Gabrielens Pflege und Bedienung da war. „Ah, wie schön!“ riefen die Leute halblaut beim Anblick all der schönen Sachen, auch Gabriele lächelte und ließ sich überall hin führen; nur gar still war die Freude des kranken Kindes und der Mutter Augen füllten sich mit Thränen, so oft sie sie ansah.

Von den hohen Fenstern des Salons, die alle sorgfältig verwahrt waren, war aus Versehen nur Eines unverhüllt geblieben; durch dies Eine Fenster schien der volle, helle Lichtglanz hinaus in das beschneite Gärtchen. Draußen stand ein armes, halberfrorenes, kleines Mädchen, das sich durch das offene Gartenpörtchen hereingeschlichen hatte; das stand und schaute, und fühlte nicht mehr, wie der Schnee dichter und dichter herniederfiel und sie fast zu einem Schneefräulein machte; es blickte nur hinein in alle die Herrlichkeit, die strahlenden Kerzen, die glänzenden Puppen und Spielsachen, — hätte es das kleine Mädchen nicht so gefroren, sie hätte wohl geglaubt, sie stehe schon vor der Himmelsthür. Da lehnte sich das schöne blasse Kind drinnen im himmelblauen Kleid müde an's Fenster; der armen Margret kam sie vor wie das Christkind selber, und sie streckte die Arme sehnfüchtig nach ihr aus. Gabriele sah das fremde Kind draußen und winkte ihm; Margretchen wollte näher treten, aber sie war betrübt und müde von dem langen Umherlaufen in der Kälte; sie fiel zu Boden und der Schnee rieselte fort und fort nieder und deckte die arme Kleine zu mit einer weißen, kalten Hülle.

Gabriele wußte kaum, ob sie recht gesehen hatte. „Mutter, Mutter,“ rief sie, „da draußen liegt ein Kind, ein kleines Mädchen, ganz im Schnee. Mutter, ist das nicht ein Schwesterlein, das das Christkind für mich schickt?“

„Was fällt dir ein, Kind?“ sagte die Mutter, „wo wird denn jetzt in der Nacht ein Kind herkommen? setz dich doch nieder!“

„O, Mutter, schick doch hinaus! ich sehe es jetzt auch nicht mehr; es könnte ja sterben!“

So wurde Johann hinausgesandt mit einer Laterne; er sah das Mädchen liegen und rief dem Hausmädchen, daß sie komme und ihm die Laterne halte, und bald kamen sie herein; Johann trug das ganz erstarrte Kind, das noch halb mit Schnee bedeckt war, auf den Armen. Margrets Augen waren geschlossen, aber ihr Mund lächelte, sie hatte ja geglaubt, sie habe das Christkind gesehen.

„O, Vater,“ rief Gabrielschen viel lebhafter als lange vorher, „Vater, laß es doch wieder lebendig machen! Das ist gewiß das Schwesterlein, das mir das Christkind schickt!“

„Das Kind ist noch warm und sein Herzchen schlägt,“ sagte der Vater und rührte es an; „das ist gewiß leicht zu erwecken. Tragt es nur in die obere Stube und Johann soll zum Doktor. Wenn es der liebe Gott vor unsere Thüre gelegt hat, so wollen wir es nicht verstoßen.“

Das Schwesterlein.

Der kleinen Margret war's in Wahrheit, als sei sie gestorben und wache nun auf im Himmel, als sie ihre Augen wieder aufschlug und in einer schönen Stube in einem weichen, warmen Bett lag; neben ihr saß die freundliche Frau Soden, und in ihrem Lehnstuhl am Bett Gabriele, die durchaus sehen wollte, wie ihr Schwesterlein aufwache. „Ja was ist's denn? wo bin ich denn?“ fragte sie fast ängstlich. „Bei mir bist du,“ lachte Gabrielen herzlich, wie sie die Mutter schon lang nicht hatte lachen hören. „Sette soll dir Frühstück bringen.“

Das Kind war bald wieder gesund und rothbackiger als vorher in der Stube der Wäscherin. Gabriele wollte ihr neues Schwesterlein nicht wieder hergeben, und die Eltern waren glücklich, wenn sie nur etwas wußten, das ihr krankes Kind glücklich machte.

Frau Bendel war nun freilich in große Angst gekommen um das kleine Mädchen, als sie die Stube leer gefunden und niemand ihr etwas von dem Kinde sagen konnte. In ihrer Angst ging sie auf die Polizei; dort hatte Herr Soden schon angezeigt, daß er ein verlaufenes Kind einstweilen in seinem Haus aufgenommen habe, und der alte Polizeidiener mit den Maulaffen führte die Wäscherin selbst in des Kaufmanns Haus.

Da kam Margretchen in große Angst, sie müsse jetzt mit der Wäscherin zurück in die enge Gasse und in die dunkle Stube und es werde ihr schlecht gehen, weil sie noch einmal fortgelaufen.

Inzwischen hatte Herr Soden mit der Wäscherin geredet und gehört, daß Margret das Kind von dem treuen Diener seines Vaters sei, der in seinem Dienst verunglückt war. Um so lieber nun sagte er der Frau Bendel und dem Polizeidiener, daß er die Kleine ganz behalten wolle als ein Schwesterlein für sein krankes Kind.

Margaretchen war glücklich. Ihr war in ihrem Leben nicht so wohl gewesen, als bei den guten, freundlichen Leuten in den hellen, weiten Räumen und bei all den schönen Sachen. Das wußte sie, daß man Gott und guten Menschen nicht besser danken kann, als durch Liebe und Gehorsam. So wurde sie eine freundliche, gefällige und geduldige Schwester für Gabriele. Ach, wie schön konnte sie die Puppen anziehen; was kochten die Mädchen für herrliche Gastmahle in der kleinen Küche! Es wurde dann die ganze Puppenfamilie dazu geladen, die lehnten steif und kerzengerade auf den Stühlen, während die kleinen Köchinnen die Mahlzeit selbst verzehrten. Jetzt erst fand Gabriele Freude an ihren Sachen.

Die Eltern hofften eine Weile, ihr Gabrielen werde nun wieder ganz gesund, weil sie so froh und glücklich war mit der neuen Schwester. Aber der liebe Gott hatte ihr noch ein viel glücklicheres Plätzchen zugebracht. Gabriele wurde zusehends schwächer, während Margaretchen aufblühte wie ein Röslein. Im Frühling trugen sie die Kranke zum letztenmal in den Garten; man hatte ihr einen weichen Sitz zwischen den schönen Blumenstöcken bereitet. „Margretchen,“ sagte

Gabriele leise als die Mutter in's Haus gegangen war, um ihr eine Erfrischung zu holen, „Margretchen, ich weiß, daß ich jezt bald in den Himmel komme; ich will's nur nicht laut sagen, weil die Mama so weint. Vielleicht sehe ich deine liebe Mama im Himmel, was soll ich ihr sagen?“

„O, sag ihr viel tausend herzliche Grüße und dem Vater auch, und es gehe mir so gut, und sie sollen nur recht lieb gegen dich sein, weil du so gut gegen mich gewesen bist. Weißt, im Himmel ist meine Mama nicht mehr arm,“ sagte sie beruhigend.

An einem schönen Abend war das Kind sanft eingeschlafen und es hat ihr nun gar, gar nichts mehr weh gethan. Sie schmückten ihr Grab mit den allerschönsten Blumen, recht wie ein schönes Gärtchen.

Margarete war eine liebe, treue Tochter für die armen Eltern, und oft, oft redet sie mit der neuen Mutter von ihrer lieben Schwester im Himmel.